

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

3.4.1921 (No. 14)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 14



3. April 1921

Dr. Friedrich Weill / Erinnerungen an Heinrich Ordenstein.

Ein bedeutender und gütiger Mensch ist hinübergegangen, der Tausenden Lehrer und Förderer war, und eine Seele erlöschte, deren Feuer Hunderte erwärmte — Heinrich Ordenstein ist nicht mehr; am 22. März hat sein edles Herz den letzten Schlag getan.

Sein Wirken als Lehrer und Musiker hat J. Schweikert kurz, aber treffend geschildert*) und unvergesslich wird jedem Hörer der feinsinnige, von poetischem Hauch durchwehte ergriffene und ergreifende Nachruf Karl Hesselbacher's an der Wahre des geschiedenen Freundes sein.

Schwer ist es nach ihm, der das Wesen Ordensteins ganz ausschöpfte, Neues hinzuzufügen, und nur der Wunsch, sein Bild nochmals einem weiteren Kreise näher zu bringen, erklärt die folgenden Erinnerungen.

Es war im August 1878, also vor bald 43 Jahren, da ich Ordenstein kennen lernte. Ein gemeinsamer Bekannter, Rudolph Artaria, der mit ihm in Leipzig studierte (später Leiter des Stadt-Konservatoriums in Augsburg), hatte uns beide allein eingeladen. Er wohnte bei seinem Vater, dem berühmten Mannheimer Kunsthändler, der kurz vorher hierher verzogen war, in dem Landhause des Majors v. Friedeburg am Promenadeweg, da wo jetzt Garten- u. Friedenstraße zusammenstoßen. Ordenstein war eben als Musiklehrer am Pensionat der Gräfin Rehbinder (später Viktoriapensionat) eingetreten. Lange saßen wir bei herrlichem Wein auf dem Balkon in der milden Sommernacht. Ordenstein erzählte von seiner Leipziger Studienzeit und den Schwierigkeiten, die er gehabt, um seinen Eltern die Erlaubnis zum musikalischen Beruf abzurufen. Er war mit ihnen schon im 5. Lebensjahr von seinem Geburtsort Dffitz nach Worms gezogen und ein echtes Kind der lebensfrohen alten Reichsstadt geworden. Schon im Knabenalter trat seine hervorragende Begabung für Musik hervor, und die Festsaufführung von Mendelssohns Paulus, die unter Vincenz Lachners Leitung zur Einweihung des Lutherdenkmals im Jahre 1871 stattfand, und in der er im Knabenchor mitsang, entschied über seine künftige Laufbahn. Seine Studien in Leipzig (1871—75) hatte er vor allem bei Meinede und Fadaßohn gemacht und war nach mehrfachen Konzertreisen mit berühmten Solisten (Georg Brühmayer, Saurer, der Leipziger Primadonna Frau Peschka-Leuthner u. a.) zu seiner weiteren Vervollständigung nach Paris gegangen. Dort lernte er Saint-Saëns und andere hervorragende französische Musiker kennen. Die Früchte zeigten sich in dem großen Erfolg mit einem Konzert im Gewandhaus in Leipzig. Vor seiner Uebersiedlung nach Karlsruhe war er einige Monate als Lehrer in der berühmten Gesangsschule von Jul. Stockhausen in Frankfurt tätig gewesen und in nahe Beziehungen zu Clara Schumann getreten. Mit größter Bescheidenheit sprach er an diesem ersten Abend

von seinen bisherigen Erfolgen. Aber er machte schon damals den Eindruck einer starken Persönlichkeit. Auf dem schlanken, durch Schwimmen und Turnen bis ins späte Alter geschmeidig gebliebenen Körper saß ein edel geformter, von braunen Locken beschatteter Kopf. Der schön geschnittene Mund unter der etwas stumpf geratenen Nase wirkte flehend und interessant zu unterhalten, und aus dem frischen Gesicht leuchteten unter der Denkerfalte die feurigen dunkeln Augen. Schon bei dieser ersten Begegnung fiel mir sein Interesse für philosophische Studien, die er neben den musikalischen getrieben, auf. Es war lange nach Mitternacht, als wir von dem gastlichen Hause schieden, und es ging stark gegen Morgen, als wir uns mit dem Vorsatz trennten, uns bald wieder zu treffen. Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten; eine Einladung des Kammerfängers Hauser führte uns wieder zusammen. Hauser stand damals auf der Höhe seines Ruhmes; er war der erklärte Liebling des Karlsruher Theaterpublikums, und mit Recht. Mit einer schönen und gewinnenden Erscheinung verband er eine herrliche, äußerst geschulte Baritonstimme und eine vornehme, durchdachte Darstellung. Seine allgemeine Bildung war nicht gewöhnlich und so verbrachten wir einen Nachmittag in angeregtester Unterhaltung. Die Hauptkosten derselben trug Ordenstein; er sprühte von Wit und Leben, und wie verstand er zu erzählen! Schon damals staunten wir ihn ob seiner universellen Bildung an und bewunderten sein tiefes Wissen auf den verschiedensten, seinem Beruf ferner liegenden Gebieten. In Geschichte, Literatur und Kunst war er gleichmäßig zu Hause. Ein ungewöhnliches Gedächtnis sicherte ihm den dauernden Besitz dessen, was er las und hörte, und gern gab er davon anderen, stets aus dem Vollen schöpfend.

Das beginnende Wintersemester (1878/79), es war mein letztes) führte mich wieder zur Universität, und die folgende Vorbereitung für das juristische Examen ließ mir nicht viel Zeit für geselligen Verkehr. Immerhin traf ich mit Ordenstein hin und wieder zusammen; er wohnte bei Kaufmann Kändler (Kaiserstraße 199, 3. Stock). Schon damals erfreute er sich in der Gesellschaft Karlsruhes großer Sympathien; die persönliche Liebenswürdigkeit, aus der die innere Wärme seines Wesens sprach, gewann ihm überall Freunde. Mit großem Bedauern vernahm ich seinen Entschluß, einem Rufe Theodor Kullacks, des berühmtesten Klavierpädagogen seiner Zeit, an dessen Akademie nach Berlin zu folgen. Dortin lockte ihn das Zusammenwirken mit Kollegen wie Lindwirth, Charwenka, Moszkowski. Auch die philosophischen Studien zogen ihn wieder an, und die von ihm gehörten Vorlesungen an der Universität brachten ihn in Verkehr mit Gelehrten, von denen insbesondere der mit Helmholtz für ihn fruchtbringend war. Vor allem aber schloß er damals mit Hans v. Bülow einen Freundschaftsbund und beteiligte sich mit ihm an der Propaganda für die Klavierwerke von Joha-

*) „Karlsruh. Tagbl.“ Nr. 82 vom 24. März 1921.

nes Brahms, dessen glühender Verehrer er war. Seine pädagogische Tätigkeit wurde dabei nicht vernachlässigt und von Kullack bald gewürdigt; aber dessen Absicht, Ordenstein als Mitarbeiter und Mitdirektor zu gewinnen, wurde durch Kullacks baldigen Tod zunichte. Das gab Ordenstein den Anlaß, Anfang 1884 Berlin lebwohl zu sagen und nach Karlsruhe zurückzukehren. Damit waren die Lehr- und Wanderjahre zu Ende.

Die erste Tat des nun 28jährigen war die Gründung des Karlsruher Konservatoriums. 37 Jahre seines Lebens hat er dieser Schöpfung gewidmet und sein Bestes für sie hingegeben. Seine Arbeit blieb nicht unbelohnt. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich die Anstalt zu hoher Blüte und gewann Ruhm und Ansehen weit über die Grenzen Badens. Zahlreiche Schüler aus dem In- und Ausland trugen ihren Namen und den ihres Schöpfers und Leiters in alle Welt. Im musikalischen Leben Karlsruhes dominierte damals Felix Mottl, der drei Jahre zuvor im jugendlichen Alter an Dessoffs Stelle als erster Kapellmeister an das hiesige Hoftheater berufen worden war. Mottl war ein musikalisches Genie. Er verstand es, mit geringen Mitteln die Karlsruher Oper zu einem der ersten Kunstinstitute zu machen; weit über Deutschlands Grenzen drang sein Ruhm. Aber er folgte fast ausschließlich dem Stern Richard Wagners, neben dem er allenfalls noch Verlioz und Liszt gelten ließ. Für die Klassiker der Musik interessierte er sich erst in zweiter Linie, und für die damals noch wirkenden Gegner Wagners wie Vinc. Bachner und Reinecke, aber auch für Brahms hatte er schon gar nichts übrig. So kam es, daß er und seine ihn vielfach übertrumpfenden Jünger, Ordenstein, den Schüler Reineckes, sehr kühl aufnahmen. Beide Männer waren in vielfacher Hinsicht Gegensätze. Ordenstein war bei aller Anerkennung des Genies Richard Wagners nicht blind gegen seine Schwächen; neben den unbeskränkten Helden der klassischen Zeit verehrte er Mendelssohn, Chopin, Schumann und vor allem Brahms; jede Intoleranz gegen andere Auffassungen lag ihm fern. Sein offener, wahrhafter Charakter ließ ihn krumme Wege verachten. Anders Mottl. Er war ein Meister in der Kunst der Menschenbehandlung, wenn es einem bestimmten Zwecke galt, und war in den Mitteln nicht immer wählerisch, wenn er die von ihm als richtig erkannten Ziele durchsetzen wollte. Aber auch Ordenstein hatte sich Freunde erworben, die ihn nicht im Stich ließen. Seine Tätigkeit am Konservatorium und sein Wirken im geistigen Leben der Stadt erwarben ihm die Zuneigung der Großherzogin Luise von Baden; sie übernahm das Protektorat über die junge Anstalt und förderte sie mit Verständnis und warmem Interesse. Ordenstein hat ihr dies nie vergessen und ihr zu allen Zeiten dankbare tiefe Verehrung bewahrt. Als Lehrer verstand er es, den Hunderten und Aberhunderten, die durch seine Hände gingen, neben der technischen Ausbildung Begeisterung für die wahre und echte Kunst einzufloßen. In schriftstellerischer Tätigkeit, die ihn vor allem anzog, ließ ihm sein Amt als Leiter einer sich stetig vergrößernden Anstalt wenig Zeit. Aber die Jahresberichte des Konservatoriums und zahlreiche Musikzeitschriften enthalten wertvolle Aufsätze aus seiner Feder. Vor allem auf dem Gebiet der Musikgeschichte machte er tiefgründige Studien. Mit dem Musikhistoriker Hugo Riemann verband ihn jahrzehntelange Freundschaft. Seit 1902 hielt er auch öffentliche Vorträge über Musikgeschichte am Konservatorium, in der sich die Fülle seines Wissens offenbarte und deren schöne Diktion alle Zuhörer in ihren Bann schlug. Für das Jubiläumswerk der Stadt Karlsruhe schrieb er die „Musikgeschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe bis zum Jahr 1914“, ein auf eiacenen Forschungen beruhendes, manchem Vergessenen späte Gerechtigkeit widerfahren lassendes Werk.

So verfloßen die Jahre in rastloser Arbeit. Schon 1887 hatte er sich mit einer Schülerin, Johanna Zimmer, vermählt und fand in ihr eine gleichgesinnte und gestimmte Le-

bensgefährtin. Sein Haus wurde dadurch ein Mittelpunkt schöner Geselligkeit und feinen Lebensgenusses. Wie viele musikalische Berühmtheiten haben sich dort im Laufe der Jahrzehnte getroffen! In der Gesellschaft war und blieb er ein überall gern aufgenommener Gast; sein Verkehr war in diesen Jahren fast unbeschränkt. Er hielt ihn im Interesse seiner Anstalt für nötig, obwohl ihm die Opfer an Zeit dafür oft sauer genug wurden. Wahre Erholung nach des Tages Last und Mühen fand er dagegen in dem zwanglosen Verkehr mit nahen Freunden. Oft genug zwar wurde sein Vertrauen getäuscht. Seine offene kindliche Seele war ohne Arg und konnte sich nicht denken, daß die Menschen in ihrem Durchschnitt nicht aus dem gleichen guten Stoff geschaffen waren. Aber für die Freunde, die ihm Treue hielten, war ihm kein Opfer zu groß. Ihnen gab er sich gern hin mit seinem hohen Idealismus, seinem tiefen Wissen — wie schöpft er da stets aus dem Vollen — mit seinem echt rheinbessischen weinfrohen Humor, mit seiner feurigen Begeisterung für alles Wahre und Schöne. Ein mit ihm im engsten Kreise verbrachter Abend war ein Genuß, an dem man lange zehren konnte, war ein Trunk aus frischem Quell, der labte und erquickte. Neben dieser intimen Geselligkeit war es die Lektüre philosophischer und historischer Schriften, die ihm Zerstreuung und Erholung von der schweren Berufsarbeit brachte. Nach Kant und Schopenhauer zogen ihn Eduard v. Hartmann und der Franzose Gobineau an. Ein geradezu faustischer Durst nach Erkenntnis besaßte ihn; sein Drang nach Wissen ließ ihn auch für das politische Leben und die sozialen Probleme Interesse gewinnen; ein Parteimann ist er aber nie geworden. Er war dafür nicht subjektiv genug. Aber einen guten Instinkt bewies er auch hier. Schon lange vor dem Kriege beobachtete er mit Sorgen die Schattenseiten und Auswüchse des Wilhelminischen Zeitalters. Ein kurzer Aufenthalt in der Schweiz im ersten Kriegsjahr öffnete ihm die Augen für die furchtbare Lage des von ihm geliebten Vaterlandes. Mit tiefer Besorgnis sah er dem Ausgang des Völkerringens entgegen, ohne sich von den Siegesfanfaren der Ueberpatrioten blenden oder täuschen zu lassen. Das unglückliche Ende und die Stürme der Revolution haben auch ihn aufs tiefste getroffen, seine bis dahin unverlegliche Lebensfreude war dahin.

Aber keinen Augenblick vernachlässigte er darüber seine Pflichten. Vor dem Kriege hatte er daran gedacht, seine Anstalt einem würdigen Nachfolger zu überantworten — der Betrieb war mit dem Hause inzwischen an die Stadt übergegangen. Seine Absicht war, die letzten Jahre seines Lebens ausschließlich seinen Studien zu widmen. Auch diesen Plan hatte der Krieg zerstört. Statt des Ausruhens gab es doppelte Arbeit, und an ein Zurücktreten war zunächst nicht zu denken. Und so ist er in den Seelen gestorben. Seit dem vergangenen Sommer war seine früher vortreffliche Gesundheit ins Wanken gekommen; ein Herzleiden hatte sich, unbemerkt von seinen Freunden, eingestellt. Noch an seinem Todestag gab er Unterricht; eine Herzschwäche, die ihn am Nachmittag befiel, jetzte seinem arbeits- und erfolgreichen Leben am 22. März, abends 7 Uhr, ein viel zu frühes Ende.

Ist sein Hinscheiden für alle, die seinem Herzen nahe standen, ein schwerer Verlust, so bedeutet es für sein Unternehmen fast eine Katastrophe. Es wird sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein, ihn zu ersetzen. Tief klagt auch die Lücke, die in das geistige Leben Karlsruhes gerissen ist. Mit seinen vielseitigen Interessen stand er überall in der vordersten Reihe. Auch unsere Stadtverwaltung wird seinen klugen, uneigennütigen Rat schwer vermissen. Die Hunderte und Aberhunderte, denen er Lehrer, Führer und Förderer war, werden dankbar das Andenken an seine lichte Persönlichkeit bewahren; er wird bei allen, die ihn kannten und schätzten, unvergessen bleiben, denn

Was gewesen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Strahlt es lange noch zurück!

Martha Reimann / Flucht aus der Wirklichkeit.

Scheinbar bewegt sich der äußere Gang des täglichen Lebens wieder in einigermaßen geordneten Bahnen, aber der Tiefblickende fühlt und weiß, daß wir noch immer sinken, sinken. Wie ein fremdes Land mutet uns oft die deutsche Heimat an. Die Bande der Ordnung und Sitte sind gesprengt, Verachtung jeder Autorität, ein zügelloses Sichgehenlassen kennzeichnet den moralischen Tiefstand unserer einst so ehrenwerten Nation.

Die Jugend beiderlei Geschlechts schwelgt in unbeschränkter Freiheit in Genüssen, für die weder der äußere noch der innere Mensch reif ist. Viel Geld, viel Besitz erraffen ist die Lösung des Tages. „Für Geld kann man Glück kaufen — das allein wahre Glück!“

Schwer liegt jedem ehrlichen Deutschen die Not des Vaterlandes auf dem Herzen. Aber es gilt, stark bleiben unter den harten Anfechtungen einer grausam zerstörenden Zeit. Da ist es denn gut und heilsam, wenn der Mensch bisweilen, und sei es auch nur auf Stunden seiner gewohnten Umgebung entflieht und neue Eindrücke auf sich wirken läßt. Ein körperlicher und seelischer Luftwechsel wirkt erfrischend und neu belebend auf den gesamten Organismus, erhält den klaren Blick ungetrübt und läßt keine träge Müdigkeit aufkommen. Neben vielem hoffnungslos Zerstörten entdeckt das geschärfte, suchende Auge da und dort Keime und Ansätze zu neuem, gesundem Aufbau, an dem tat! äftig und willensstark mitzuarbeiten eines jeden Deutschen heilige Pflicht und Schuldigkeit ist.

Wer nun gar so reich begnadet ist, einer Stätte nahe zu sein, wo ein Hauch der Ewigkeit weht, entfacht von dem unsierblichen Geist eines großen Dichters und Denkers, der wird dorthin wallfahren in Stunden der Anfechtung und mit neugefähter Kraft heimkehren, um wohlzutun und mitzuteilen im engeren und weiteren Kreise.

Mir ist das Städtchen Marbach ins Herz geschrieben als Trost und Zuversicht spendender Wallfahrtsort der mit finsternen Mächten ringenden, deutschfühhlenden Seele — Marbach am Neckar, das einen Friedrich Schiller gear.

Wenn das Häuflein moosbewachsener, altersgrauer Ziegeldächer, eingehegt von einer zerfallenden Mauer, anstaucht, rührt sich im tiefsten Innern eine halbverklangene, sphärenhafte Weise, und es ist, als sei das schlichte, malerisch schöne Stadtbild von einer lichten Aureole umwoben. Eingebettet in üppiges Grün träumt das alte, weltberühmte Städtchen seinen Märchenraum aus jenen Tagen, da sich in seinen Mauern der göttliche Funke entzündete im Herzen eines stillen, blaffen Knaben

In dem ehrwürdigen, alten Kirchlein aus der Reformationszeit läutet soeben die Mittagsglocke. Es scheint, als hätte es hier einen besonderen Klang, das eherner Glockenlied, das Jahrhunderte lang menschliches Werden und Vergehen begleitete mit seinen Harmonien voll Schmerz und Klage, übertönt von jauchzendem Auferstehungstrost. Und wer will es ergründen, ob nicht vielleicht gerade dieses Geläut tief in das aufhorchende Ohr und Herz des werdenden Dichters drang und den ersten Keim legte zu seinem herrlichen Lied von der Glocke?

Meine Hände greifen nach dem Glockenseil. Der bejahrte Glöckner und der junge Knabe wundern sich kaum über den Mithelker, und andächtig läuten wir drei miteinander bis zu den letzten langhallenden, mahnenden Schlußtönen.

Die rechte Andacht im Herzen wandere ich der ansteigenden, engen Gasse zu, in der das bescheidene, schmale Häuflein steht, aus dem der Genius seinen Sonnenflug nahm. Friedlich schaut es mit seinen Buchenscheibenaugen in die engbegrenzte Umwelt. Auf den Ruf der blechern tönenden Schelle öffnet sich die verwitterte, eisenbeschlagene Haustür. Die Wände des backsteingepflasterten Flurs sind mit Bildnissen und wertvollen Erinnerungen geschmückt, zwischen denen die Kolossalbüste Friedrich von Schillers thronet.

Linkerhand liegt der heiligste Raum des Häufchens, das Geburtszimmer des Dichters. Ehrfürchtig gleiten die Augen über die engen vier Wände, die den ersten Schrei des Kindes hörten, das in kurzem Lebenslauf Heldentaten des Geistes zu vollbringen bestimmt war.

Sehr bescheiden, ärmlich fast, mutet der hier zusammengetragene Hausrat an. Zu einem schlichten, gradlinigen, völlig schmucklosen Tisch, wie er in des Ärmsten Kammer zu finden ist, kehren Blicke und Gedanken immer wieder zurück. Ein kleiner, lehnloser Ledersessel steht davor — Schillers geweihte Arbeitsstätte.

Hier kommt alle Zeitennot um uns und in uns zum Stillstehen. Ein Hauch von Unsterblichkeitsklarheit, vom endlichen, unaufhaltbaren Triumph des Geistes über die Materie umwittert das alte, vermorschte Gerät, das Zeuge war des gewaltigen Gedankenfluges eines Gottbegnadeten.

Von der Wand grüßen die Ölbilder von Schillers Eltern und Geschwistern.

Neben der ausgetretenen Treppe, die in den Oberstod führt, liegt ein kleines, finsternes Geläß, an dem viele Besucher des Schillerhauses achlos vorüberstreifen und das doch eines stillen Gedankengrußes an die Mutter des Dichters wert ist. Der in seinen Ausmaßen winzige, fensterlose Raum, der Licht und Luft nur vom Hausflur empfängt, war die Küche, das eigenste Reich der Hausfrau.

An dem gemauerten Backsteinherd, mit dem großen Rauchfang darüber, schaltete und waltete Schillers Mutter für das leibliche Wohl ihrer Familie. Selbst der ärmsten Frau aus dem Volke erschiene heutzutage Küchenarbeit in diesem beschränkten Winkel unausführbar. Zwei junge, elegante Damen schauern nervös zusammen. „Unglaublich!“ flüstern sie, mit scheuen Blicken um sich schauend. „Ja,“ meint ein jovialer, alter Herr, „hier können angehende junge Hausfrauen Bescheidenheit lernen!“

Aber die knarrenden Stufen der alten Treppe gelangt man in die beiden kleinen oberen Räume, die eine Fülle persönlicher Erinnerungen an den Dichter bergen. Sein Trinktglas, seine Dose, sein lederner Dreispitz, Kleidungsstücke . . . alle jene toten Dinge, deren Dauerdasein so schmerzlich an die frühe Vergänglichkeit auch des wertvollsten Menschenlebens gemahnt. In einem Kasten eingesargt liegt Schillers Gitarre. Die einzige Saite gibt keinen Ton mehr. Ihr Wohlklang ist erstorben wie die Hand, die sie einst gerührt. . . .

Sorglich gehütete Reste altersschwachen, erinnerungsgeheiligten Hausrats, bildliche und plastische Darstellungen von des Dichters geistgeadelter Körperlichkeit, Porträts von Männern und Frauen seiner Zeit, die ihm in Freundschaft und Verehrung nahestanden, literarische Kostbarkeiten aus verklungenen Tagen reden eine bedeutungsvolle, zu Geist und Herzen gehende Sprache, die aus großer Vergangenheit mahnend und erhebend herüberklingt in die chaotische Wirnis der Gegenwart.

Im tiefsten Innern andachtsvoll erhoben, mit neugefähtem Vertrauen belebt, überschreitet der willig seinem mächtigen Zauber Hingeebene die geweihte Schwelle des bescheidenen Schillerhäufchens, von dem sich ein Netz goldener Fäden hinauspinnt über die ganze zivilisierte Welt — aus dem ein sieghafter Schein hineinstrahlt in die Dunkelheiten der deutschen Gegenwart und Zukunft.

Schiller ist tot — sein Genius lebt und wirkt unentwegt fort in seinem Volke mit unzerstörbarer, sich immer neu wiedergebärender Lebenskraft.

Laßt das deutsche Volk, laßt die deutsche Jugend wallfahren zu den Stätten, die ihre großen Dichter und Denker geboren und gebildet haben, und die Verirrten werden ihn wieder zurückfinden, den holden Weg ins Kinderland unserer heiligen, mit allen Nöten und Bitterkeiten des Lebens versöhnenden deutschen Dichtkunst.

Wie Glockengeläute den Feiertag der Seele bei den Urahn Schillers einleitete, so war ihm auch ein sinniger Ausklang beschieden. Eingespinnen in hoffnungsbelebte Träume benützte ich die letzten Tagesstunden bis zur Abfahrt zu zwanglosen Streifereien durch des Städtchens freundlich anmutende Romantik. Fröhliche, badende Jugend am grünwäldigen Neckarstrand, bildhafte junge und alte Köpfe hinter dem reichen Blumenstolz der geöffneten Fenster, verträumte alte Gärten mit Nachtigall- und Liebeszauberstimmung, ein schöner alter Steinbrunnen, mit seinen tränkenden Tieren und wasserholenden Mägden ein alttestamentliches Bild darbietend, das fröhliche, altertümliche Stadttor vom Storchennest gekrönt, gaben friedlich-heitere, sinnige Augenblicksbilder.

Das Museum auf der Schillerhöhe mit seinen kostbaren Schätzen blieb für heute ungenossen, einer zweiten Wallfahrt nach Marbachs geweihten Mauern vorbehalten.

Im genussreichen Schlenkern fiel mir die innige Weise eines deutschen Volksliedes ins Ohr, gesungen von frischen, jungen Stimmen. Aufhorchend blieb ich unter den Fenstern eines ephemerumkränzten Landhauses stehen, aus dem der Gesang schallte. Und dann — durch irgend eines jener Sonntagswunder, die in dieser Welt krafter Mächtigkeit unbegreiflicherweise immer noch hie und da geschehen — fand ich mich plötzlich droben im Kreise der singenden Jugend wieder.

Der gemütvollte Zauber eines east deutschen Familienheims, das unbesangene, großzügige Gastfreundschaft zu üben gewohnt ist, umwehte den fremden Eindringling mit wohlthuender, beseeelter Wärme. Eltern, Kinder und Freunde der Familie feierten den Sonntag in schlichter, deutscher Weise. Die Hausfrau, eine ährenblonde Germanin von jüdischer Gestalt, ging für Erfrischungen sorgend, ab und zu immer ein Lied auf den Lippen. Der Hausherr, Ernst mit Güte gepaart, im noch jugendfrischen, durchgeistigten Antlitz unter silbern schimmerndem Haar, gesellt sich bisweilen dem fröhlichen Kreise aus der trauten Stille seines Arbeitsgemaches.

In der Jugend ihrer aufblühenden Kinder sehen die glücklichen Eltern die süßen Träume der eigenen Jugend wieder auferstehen. Die weißgekleidete Fünfzehnjährige am Klavier verkörpert reizvoll die halberflossene, keusche Mädchenknospe zwischen Kind und Jungfrau, harrend der golden und silbern schimmernden Lebenswunder. Die warmgetönte, kräftige Singstimme verrät gesunde musikalische Fähigkeiten, die sich wohl zur Kunst ausreifen könnten. Der jüngere Bruder meistert mit heißem Bemühen seine Violine und sein ungeduldig vorwärtsstürmendes Temperament, dem die „taktvolle“ Schwester häufig Zügel anlegen muß.

Alle Mienen atmen winschlose Zufriedenheit, williges Hingeebensein an die erlösende Stunde gemütvoller Geselligkeit.

Voll Dant und trotzreicher Erhebung schied ich aus dem gastfreundlichen Hause, das die hohe Kunst versteht und übt, in den schlichten Kranz der Arbeitstage die bunten Blumen reiner Sonntagsfreuden zu flechten und Darbenden, die vorübergehen bereitwilligst davon mitzuteilen.

Gottlob! Neben dem unerschöpflichen Nibelungenhort der Geistes-schätze seiner Dichter und Denker blüht noch unberührt im deutschen Volke die blaue Wunderblume innig-schlichten, vorbildlichen Familienlebens — und hier liegen die hoffnungsvollsten Keime zur Erneuerung und Gefundung des Staatskörpers und zur Eroberung einer seiner hohen Ahnen würdigen deutschen Zukunft!

Karl Lohmeyer / Die Grabmäler der Pfalzgrafen in der Heidelberger Heiliggeistkirche.

Als man 1678 dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz über die kommende 300jährige Stiftungsfeier der Universität Relation erstattete, schrieb er mit eigener Hand unter den Bericht: „Chur-Pfalz (d. h. er selber) wird in der Zeit des Jubiläum im Chor der Kirche zum Heil. Geist mit stiller Music halten, wenn anders die Hypergraphischen (d. h. die Gräber nach Gold durchwählenden) Völker seine Gebeine werden ruhen lassen.“¹⁾

Er halte sich als ein guter Prophet erwiesen, denn 17 Jahre darauf waren die Hypergraphischen Völker wirklich über die Pfalz in Gestalt der Franzosen hereingebrochen und hatten weder die Gebeine der Pfalzgrafen noch die sich darüber erhebenden plastischen Kunstwerke verschont.

In welchem Zustande sich diese Grabmäler in der ersten Zeit nach der Zerstörung Heidelbergs befanden, darüber haben wir einen anschaulichen Bericht von Abraham Krummsfuß aus Handschuhshelm vom 5. Juli 1696 erhalten.

Aus Liebe zur Heimat waren damals allmählich wieder einige Bürger zu den Trümmern ihrer Häuser zurückgekehrt und im Verein mit einigen Offizieren und geistlichen Herren bahnten sie sich einen Weg durch den Schutt, um in pietätvoller Weise nach den zerstörten Gebeinen und Grabmälern ihrer alten Landesherren Umschau zu halten.

Ueber den Befund berichtete nun Krummsfuß nach Frankfurt a. M. an die Churf. geistl. Gesälververwaltung, und an der die Heiliggeistkirche betreffenden Stelle heißt es:

„Und weil die eine Thür abn der heyl. Geistkirchen, so nechst an dem Chor stehet und auf den markt gehet, mit einem halcken inwendig eingespricket gewesen / dan die anderen thüren alle zugemauert seyn / hat jemand hineinsteigen und selbige öffnen müssen, so durch des Hrn. Obristen (Strupp von Velnhäusen) Diener einen geschehen, da dann Hr. Obrister nebst Hr. P. Praeside und noch einem Capuciner und etlich Husaren officieren, so anjeko in der stadt liegen, wobey sich auch noch einige in Heidelberg aufhaltende Reformirte bürger, als der Krämer Stulp und Herkwürth Landfried befanden, in den Chor gegangen und die begräbnisse und monumenta nacheinander besichtigt, von welchen allen nur noch des Churfürsten Fried. Secundus und dessen Gemahlin, sodan Churf. Ludovici gemahlin, so eine Landgräfin von Darmstadt gewesen und Pfalzgraf Joh. Casimir, dieses Ludovici bruders epitaphia noch zu lesen sind. Nach diesem haben diese bürger auf mein geheiß die Kirchthüre wieder wie vorhin zugesprietet, und ist der Herr Obrister nebst den Hrn. Capucinern und den Husaren auch in der Klosterkirche gegangen und haben des Fried. victoriosi Grab daselbst auch besichtigt, worinnen noch einige Gebeine liegen, welche Hr. Vater Praesides, so in die Krust gestiegen, zusammen geleset und sich darauf untereinander beredet, daß Hr. Obrist Strupp die Verfügung, bis auf weitere churf. ordre, was mit diesen Gebeinen vorzunehmen, thut wolle, damit diese Capelle mit brettern zugemachet und der Stein wieder so lange auf das grabgewölbe gelegt werde.“²⁾

Aus einer Verfügung vom 31. Mai 1701 an den Registrator Wilhelmi und den Stiftschaffner Schnurnauer erfahren wir dann die Zeit, in der die Grabmäler der Heiliggeistkirche systematisch entfernt wurden. Darüber dies:

„Nachdeme man bey der Geistl. administrations-Commission resolvirt, daß die vercirten hier in dem Chor der heyl. Geistl. Kirck, zwischen denen Seylen gestandene, von weißem und schwarzem Marmor und andern guten Steinen ufgerichtet gewesene, vom seindt ruinirte Epitaphia, in einen besondern, ganz wohlverwahrten Dhrt in die Pflieg verwahrlich gebracht, diejenige in lebensgröße von Steinen ausgehauenen Statuae der Herken Pfalzgrafen Churfürren, sie mögen zerschlagen oder noch gut seyn, in derseligen ordnung, wie die beylag weist, im Chor an der Wand herum, wieder ufgestellt werden sollen: Als wird Chur-pfalz, Administrations-Commissions-Registrator Wilhelmi, wie auch Stiftschaffner alhier Schnurnauer hiermit Commission Ertheilt, voranderegetes geschæft, ohne Zeit Verlehrung, vorzunehmen, den zerstörtesten Marmel und andere gute Steiner und was sich bei denen Epitaphien befindet, abbrechmassen zu verwahren und respo hinstellen zu lassen.“³⁾

Bereits am 16. April des Jahres nämlich hatte der Kurfürst Johann Wilhelm von Düsseldorf aus die Verfügung ge-

¹⁾ M. Guffoni in dem Neuen Archiv f. d. Geschichte der Stadt Heidelberg 1920 Bd. XII, Heft 4.

²⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe „Heidelbergs Begräbnisse“. 1692 bis 1701, fasc. 164.

³⁾ Generallandesarchiv, fasc. 164, val. Num. 2.

troffen, daß zur völligen Brauchbarkeit der Kirche die ganz zerstörten Grabmäler in der Mitte zu den anderen bereits weggeschafften zerschlagenen an die Seiten des Chors gestellt werden sollten.⁴⁾

Da sie aber auch hier hinderten, kam der Erlaß, sie alsbald völlig wegzuschaffen, und schließlich brachte man auch die besser erhaltenen Statuen an einen sicheren verwahrten Ort.

Von all diesen Grabmälern ist nur einmal im Jahre 1760 ein Stück wieder zum Vorschein gekommen, was uns einmal den Beweis des wirklichen Verbringens und Bergens, andererseits aber eine sicherere Spur gibt, wo wir die Grabmäler zu suchen haben werden.

Unter einer Aufzeichnung des Rectors und Organisten der katholischen Gemeinde, Ambrosius Bipp nämlich, der über die Grabtafel Johann Kasimirs berichtet, daß sie „6 Spannen breit und 4 und 3 finger hoch“ und daß von der Höhe unten ein Stück weggebrochen gewesen wäre, als er den 6. Dezember 1790 davon die Skopie genommen habe, befindet sich von anderer Hand, und, wie es scheint, später eingelebt, diese wichtige Notiz:

„N.B. Die Tafel von schwarzem Marmor mit weißen Athern war schon lange Zeit in dem großen Münchhofs-Kanzlei-Keller ganz verborgen gelegen, bey Abrechung des Gebäudes aber gefunden worden, sie ist unten abgebrochen, deßwegen die Inscription auch nicht mehr ganz zu lesen ist, oben am Eck, wo es anfängt Johanni, fehlt auch das Eck.“⁵⁾

Demnach ergibt sich also, daß wenigstens ein Teil der Grabmäler, mit Sicherheit die im Schriftstück vom 31. Mai 1701 erwähnten Epitaphien wirklich in den großen Münchhofs-Kanzlei-Keller verbracht worden sind und, daß 1790 die Platte mit der Inschrift über Johann Kasimir zum Vorschein kam, die vielleicht zum Zeichen des Eingangs in das noch von dem alten Heidelberg vor der Zerstörung stammende untere Gewölbe hingelegt und mit Erde überdeckt worden war, als man um 1710 das neue Kirchen-Kanzlei-Gebäude darüber erbaut, das dann eben 1790 wieder abgerissen wurde, sich aber auf der großen Fiederzeichnung von Walpergen in den Städtischen Sammlungen als stattlicher dreigeschossiger Barockbau mit hohem Walmdach präsentiert.

Es lag ungefähr an der Ecke der heutigen Mönch- und Hirschgasse über dem Grundstück der späteren Mexischen Spritzenfabrik.

Wichtig wäre es hier, einen genauen Plan dieses Stadtteils aus dem 18. Jahrhundert zu erhalten, der noch fehlt, nach dem durch Messungen die genaue Lage festgestellt werden könnte. Anfragen bei der Pflieg Schönau in Heidelberg und beim evangelischen Oberkirchenrat in Karlsruhe verließen bisher ergebnislos, wie auch frühere Versuche, diese Gewölbe zu finden, die aber daran vor allem scheitern mußten, daß man nicht an der nun durch die vorliegenden Archivalien belegten Stelle Nachforschungen abließ.

Es ist demnach sicher, daß heute noch die Grabmäler der Pfalzgrafen dort oder noch an einer anderen Stelle tief unter dem heutigen Heidelberg in der Erde in einem Gewölbe ruhen und auf ihre Wiedererhebung warten.

Es soll hier wenigstens nicht unerwähnt bleiben, daß eine unbestimmte Tradition oder vielmehr Legende auch behauptet, daß unter dem linken Vorkügelbau des Palais Weimar sich weitere vermauerte Gewölbe befänden, in denen „Statuen“ aus alter Zeit ruhen sollen. — Die alles verschleiernde und vermengende Sage hat daraus sogar bereits die silbernen 12 Apostelfiguren vom Heiligenberger Kloster gemacht, und erzählt auch von vor langer Zeit unternommenen Versuchen, die Schätze zu heben, was aber durch herausströmende giftige Gase damals vereitelt worden sei. — Wenn es sich aber auch nur um eine Sage handelt, so muß sie dennoch hier wenigstens vernommen werden, denn oft schon haben solche verflungene Volksüberlieferungen zum Bergen wirklicher Funde geführt, und in jehinbar gehaltlosen Spulgeschichten war die Kunde eines uralten Ereignisses oder eines wichtigen Plazes der Vorzeit durch die Jahrhunderte auf uns gekommen. — Ich erinnere nur an die Sagen mancherlei Art über die wegen ihrer Gespensterverrufene Gegend des Hainsbachweges, wo dann beim zufälligen Graben der Alemannensriedhof zutage trat, dessen wichtige Funde die Städtischen Sammlungen aufgenommen haben.⁶⁾ So wäre es denn wenigstens denkbar, daß an dieser zweiten Stelle etwa die zuerst in der Kirche verbleiben sollenden Statuen geborgen worden wären oder daß auch Grabmäler aus der

⁴⁾ Wirkliches Archiv, III, S. 90. Städtisches Archiv Heidelberg.

⁵⁾ Generallandesarchiv, Handschriften, Neue, 1695.

⁶⁾ A. Sillib: Der heilige Berg bei Heidelberg 1920.

benachbarten Karmeliterkirche dahin verbracht worden sein können.

Unter dem heutigen Heidelberg liegt eben ein zweites Graben, das hat uns am besten das Jahr 1912 vor Augen geführt, als der Universitätsplatz selbst bei Gelegenheit der Vertiefung zur Gartenanlage gotische Plastiken in seltener Erhaltung mit vielen Kleinfinden vom Augustinerkloster herausgab.

Unter den Kellern der heutigen Altstadt, die sich vor allem nach 1700 wieder über den Trümmern der alten zu erheben begann, dehnen sich vielfach noch die Gewölbe des zerstörten Ortes, teils verschüttet, teils auch erhalten aus, und in einem oder mehreren, tief unter dem heutigen Boden lagern die Pfalzgrafensdenkmäler noch heute.

Was wir hier erwarten dürfen und was einst an Grabmälern in der Heiliggeistkirche gestanden hat, zeigt uns die treffliche Zusammenstellung über dies Gotteshaus als Begräbnisstätte, die in mühsamer, jahrelanger und selbstloser Arbeit, der

hervorragendste Kenner der Geschichte der alten Hauptstadt von Kurpfalz in all ihren Details, Maximilian Puffschmid, wieder einmal zusammengetragen hat⁷⁾, der auch diesen Nachforschungen von ihrem Beginn an fördernd zur Seite stand.

Möge die vorliegende Zusammenstellung seine bis 1893 geführte verdienstliche Arbeit für die Zeit nach der Zerstörung und für die späteren Schicksale der Grabmäler ergänzen und zugleich dazu den Wunsch allgemein werden lassen, daß diese Kunstwerke aus der Hauptgrablage der Wittelsbacher einmal wieder aus der Erde emporsteigen, die in ihrem Wechsel durch die Jahrhunderte hindurch, „sie mögen zerfallen oder noch gut sein“, eine steinerne Kunstgeschichte süddeutscher Plastik für uns bedeuten, die zu durcharbeiten von höchstem Reiz und Wert sein muß.

⁷⁾ Neues Archiv f. d. Geschichte d. Stadt Heidelberg, 1920 Bd. XII, S. 4, S. 191-213.

W. G. D e s t e r i n g / V o n d e n L a l e b u r g e r n.

Lalebürg, oder was uns geläufiger ist, Schiltbürg, liegt überall in der Welt. Die Geschichten, wie sie uns das Volksbuch von den Schiltbürger überliefert, haben ihre Vorbilder weit und breit. Sie sind auf dem Boden der Stammes- und Ortsneidereien gewachsen, und wo wäre der Nachbar, der seinem Angrenzer nicht gern eins anhängt? So nennt der Schweizer den Deutschen einen Raibeschwoh, und der Elsässer heißt Bades, ohne daß dabei lust an etwas Böses gedacht wird. Es ist der Uebermut, die Freude am Hänfeln, die solche Spitznamen aufbringt, und die Scharfsichtigkeit des schlichten Verstandes, der die Schwächen des Bruders Adam jenseits der Marksteine ausfährt, ausspinnt und zu lustigen Geschichtlein formt, die nun umgehen und da und dort auftauchen.

In diesen Vorgängen betätigt sich einmal die Lust am Fabulieren überhaupt, dann aber auch, wenn sie schriftlich fixiert, also Literatur werden, eine gesunde, von unten aufwehende Reaktion gegen die Lustströmung der höheren Literatur. Statt der Ritter werden Bauern die Helden, statt des Pferdes trottet der Narrenesel über den Plan. In dieser Umwandlung lag schon ein Keim zur Kritik, zur Satire, der nur mit Bewußtsein ausgelebt zu werden brauchte.

Und das geschah bei einigen der Volksbücher in etwas primitiver Weise dadurch, daß einer kam und die umlaufenden Geschichten einer bestimmten Richtung planmäßig aneinander reihete. Diese Tätigkeit braucht nicht unterschätzt zu werden. Der Kompilator hatte einen Rahmen zu bauen oder den Faden einer Idee zu drehen, der die losen Teile zusammensetzte und festhielt. Eben dadurch wird er mehr als bloßer Kompilator. Er wird Ordner, er bringt Sinn in das bunte Durcheinander, er verstärkt die Tendenz.

So hat Seb. Brant sein „Narrenschiff“ gezimmert, so gruppiert jetzt einer um die Gestalt des weltberühmten Doktors Faust zahlreiche Wunder- und Zaubergeschichten und präzisiert die Figur des über menschliche Schranken hinausstrebenden Geistes, den die Ueberspannung aller irdischen Kräfte schließlich ins ewige Verderben stürzt; so stattet ein anderer das Gewand des fahrenden Handwerksburschen Till Eulenspiegel mit farbigen Flicken aus, bis der Kerl vor uns steht, der dem einfältigen Verstand zu Recht verhilft gegen Ueberbildung und Gedankenlosigkeit, so kommt ein Dritter und trägt alle Schnurren von dummen Bauern nach Lalebürg zusammen, wo sie alle im selben Nest hocken, die Brüder der Narrheit und unerfindlichen Blödsinnigkeit.

Auch hier hat sich der Verfasser Mühe gegeben, dem Ganzen einen höheren Sinn einzublasen. Einmal nämlich, so erzählt er in der Einleitung, waren die Lalebürger ob ihrer Klugheit so berühmt, daß sie überallhin an Fürstenhöfe und in Ratsversammlungen gebeten wurden, um mit ihrer Weisheit verwickelte Fragen zu schlichten. Ihre ständige Entfernung von der Heimat hatte zur Folge, daß ihr Geburtsort schließlich herunterkam und gänzlich zugrunde gegangen wäre, wenn sie nicht in einem erleuchteten Augenblick den Entschluß gefaßt hätten: instinktiv ihre Klugheit zu verbergen und dafür ein albernes, törichtes Wesen anzunehmen und die allerwunderbarsten abenteuerlichsten Poffen zu reizen — welches ihnen nur desto leichter wurde in Anbetracht ihrer aller hoher Weisheit.

Der Humor der Geschichte ist nun, wie den Klugen Leuten die erbenflehete Narrheit schließlich über den Kopf wächst und wie sich ihre Schadel als gemacht nach der Schellenkappe formieren. Aber die Rehrseite dieser Geschichte ist, daß dem Autor nach und nach der Faden zu dünn wird, bis er zuletzt reißt und der satirisch-humoristische Roman (der Kern dazu steht zweifellos im „Lalebüch“) gegen das Ende hin in eine geschichtl. ausgewählte Schwanksammlung verläuft.

Einzelne Teile dieser Sammlung finden sich schon in Babels Gazetten, bei Hans Sachs, in Frenschs Gartengesellschaft, bei Kirckhoff, in der Zimmerischen Chronik und anderswo. Aber daß wir im „Lalebüch“ ein wohlgruppiertes, auch innerlich einheitlich gebautes Opus vor uns haben, ist Verdienst seines Autors. Es hat darum schon manchen gereizt, diesen Autor festzustellen, und E. Jeep (1890) glaubte, ihn in Hans Friedrich von Schönberg, Hauptmann der Festung und Kommissar der Universität Wittenberg, gestorben 1614, ausfindig gemacht zu haben.

Durch die Untersuchungen von Karl von Bahder⁸⁾ kommt neues Licht in diese Angelegenheit. Als wichtigste Resultate ergeben sich: Das „Lalebüch“ von 1597 ist die Grundlage zu dem daraus überarbeiteten „Schiltbürgerbuch“, und von diesem selben Ueberarbeiter stammt eine weitere Bearbeitung „Der Grillenvertreiber“. Der Ueberarbeiter ist ein anderer als der ursprüngliche Autor. Sprachliche Untersuchungen beweisen, daß der Ueberarbeiter ein Oberhesse ist, woraus begreiflich wird, daß er sein Buch im Verlag von Paul Brachfeld zu Frankfurt a. M. erscheinen ließ. Der ursprüngliche Autor dagegen stammt aus alemannischem Sprachgebiet; wahrscheinlich ist er akademischer Bürger zu Straßburg gewesen, das die geistige Hauptstadt des alemannischen Reiches war. Eine Reihe alemannisch-elsässischer Worte hat der spätere Ueberarbeiter nicht verstanden (darunter das Wort „Lale“ selbst, das dort heute noch bräuchlich ist und „dummer Kerl“ bedeutet) und mehr oder weniger geschickt ersetzt. So werden aus den Lalebürgern die Schiltbürger, wahrscheinlich mit beabsichtigter Singielung auf Schilda in Meißen, im „Grillenvertreiber“ wandeln sie sich in Witzbürger. Von spezifisch alemannischen Worten wird z. B. losen zu aufmerken, lügen zu sehen, Rißlin zu Rißlin usw.

Der Schöpfer des Lalebüchs, dessen Person näher zu bestimmen nicht gelungen ist, gehört also jedenfalls in die landsmannschaftliche Nachbarschaft der andern oberdeutschen Schwankbuchschreiber, des Jakob Frey, Stadtschreibers zu Mäursmünster, des Jörg Widram aus Colmar, des Martin Montanus aus Straßburg.

Noch aussichtsloser als die Feststellung des Autors ist die Lokalisierung des Inhalts. Wenn Bahder glaubt, daß etwa der Reichstag zu Freiburg von 1596 oder der zu Eufisheim im Sundgau zur örtlichen Fixierung etwas beigetragen habe, bleibt das schließlich Hypothese. Denn Lalebürg liegt überall. Es ist eine der vielen Schwesterstädte zu Künzingen, Schrobenshausen, Krähwinkel, Ganslosen, Trispirill oder Abdera. Und was bei den Griechen ein Abderitenstädtchen war, ist, mit Wieland zu reden, bei uns ein Schiltbürger, bei den Helvetern ein Lalebürger-Streich. Aus alemannischem Boden wächst jedenfalls vieles im Lalebüch; die ganze Art, wie sich die guten Bürger von Lalebürg selber zu Narren machen und dem Lachen preisgeben, ist ein oberdeutscher gegenständlicher Zug gegen die Art des niederdeutschen Eulenspiegels, der die Lacher auf Kosten anderer auf seine Seite zieht. Und ich möchte fast meinen, etwas wie Lust vom Rütiger oder Bodensee wehe durch die Vorrede des Lalebüchs, so wenn es heißt: „Ueber alle Mahen aber aestelen mir wohl die lustigen und schönen Städte, Flecken und Dörfer, welche rings um den See, gleich den lieblichen Blumen in einem schönen Kranz gelegen.“ Gelegentlich einer Wasserpazierfahrt entdeckt unser Schreibersmann „in einem dunkeln, doch nicht gar ungelegenen Tal, in welches mitten ein kleiner Hübel aufgeworfen“, die Trümmer der alten Lalebürg samt einem Dörflein zunächst dabei gleichen

⁸⁾ Das Lalebüch (1597) hg. von K. v. Bahder, Halle 1914 — Neu- drucke deutscher Literaturwerke 236-39. (LXXVII und 199 S.).

Namens. So wird er der Historiograph der merkwürdigen Gegend. Und mich will's schier bedünken, als gehörten die Einwohner nicht bloß in die geistige, sondern auch birtliche Vetterchaft derer von Seldwyla.

Es ist überhaupt kein Zufall, sondern im Wesen der Persönlichkeit als Ausdruck ihres Blutes und Stammes begründet, daß der Franke Goethe dem Fauststoff die höchste Vollen-

dung gegeben hat, daß der Blame de Costor den niederdeutschen Eulenspiegel zum Helden seines bekannten Romans macht, und daß der Schwabe Wieland und der Schweizer Gottfried Keller ihre Abderiten- und Seldwylers-Geschichten schreiben, womit sie unbewußt in den Bahnen der alten oberdeutschen Schwänke-Erzähler wandeln, zu denen auch der Weichstischreiber der Schilt- oder Saleburger gehört.

Benedikt Schwarz / Die Londoner Pulververschöörung.

Im Freiherrl. Schilling von Canstatt'schen Archiv in Hohenwetterbach fand ich vor Jahren einen Brief des Hauptmanns Schaer in Paris an den Obervogt Hans Friedrich von Tegernau in Balingen, datiert aus Paris vom 23. November / 3. Dezember 1605, der uns Einzelheiten über die Londoner Pulververschöörung mitteilt und deshalb für Freunde der Geschichte von großem Interesse sein mag. Denjenigen, welchen diese Verschöörung nicht bekannt sein könnte, möchte ich kurz folgendes mitteilen:

Die beiden Engländer Robert Catesby und Thomas Percy waren über die Maßregeln des Königs Jakob I. von England gegen die Katholiken unzufrieden und fassten den Plan, alle Mitglieder des Ober- und Unterhauses in London, sowie den König, der die Sitzungen des Parlaments zu eröffnen pflegte, durch eine unter den Verhandlungsraum gelegte Mine in die Luft zu sprengen. Sie schafften deshalb 4500 Kilogramm Schießpulver in den Keller des Parlamentshauses, zu welchem sie von einem Nachbarhause gelangten, und beschloßen, am 5. November 1605, an welchem die Eröffnung stattfinden sollte, die Tat auszuführen. An der Verschöörung nahmen außer den genannten beiden eine größere Anzahl von Mißvergnügten teil. Kurz vor dem zur Ausführung bestimmten Tage erhielt Lord Mountague, ein Parlamentsmitglied, einen anonymen Brief, worin er gewarnt wurde. Die Sache wurde untersucht, und man entdeckte die Verschöörung. Die Verschöörten flüchteten sich auf Schloß Holeshead, wo sie sich verschanzten. Bei dem Angriffe fielen Catesby und Percy, die übrigen wurden gefangen genommen und am 30. und 31. Januar 1606 hingerichtet. Unverständlich ist, wie der Briefschreiber einen Grafen von Northumberland mit der Verschöörung in Verbindung bringt.

Der Brief des Hauptmanns Schaer erregt um so mehr unser Interesse, als er unmittelbar nach der Entdeckung der Verschöörung und unter dem Eindruck, den dieser fürchterliche Plan auch in Paris hervorrief, geschrieben worden ist. Da er um deswillen und weil er manche Einzelheiten über den Verschöörungsplan mitteilt, von historischem Werte ist, sei er hier im Wortlaute wiedergegeben. Er beweist übrigens auch, daß in unseren Archiven noch manches Dokument vergraben liegt, das über den oder jenen geschichtlichen Vorgang Aufschluß zu geben vermag.

Der Brief lautet:

Eder vester freindtlicher Lieber Schwager und vertrauter Bruoder, mein ganz willigen Dienst benor, weis daß wier (gott lob) frisch und gesundt alhier (Sampt den pferden) zu Paris ankomen seindt, der Liebe gott geb weiter sein genadt! Du wirft ohne Zweifel von meinem Bruoder Hans Walter ein schreiben und volmacht von mir empfangen haben undt Ist nochmollen mein dienst undt freindtlich bitten, wo der widerstunige kopff Josua was anfangen wolte oder anderwert was vorziehle undt mein Bruoder deines Noths bedarff, wegen mein habenden Vertrauen nach ein beystandt zu leisten, Solches beger ich anderwert und meinen wider zu verdienen. Von Zeitung alhier Ist andersit nichts dan daß man den König in Engeland sampt seiner gemahlin undt Junger herrschafft durch anstiftung böser leit Im Rauch gehn himel hatt schickhen wollen, man hat den Rechten grundt noch nit hier, Allein ist dies die sach: Es pflegt der König alle Jar ein General Raht zu halten, da ist der König sampt all die vornemsten hern etc, undt ist solche zusammenkunft uff den 4/14 Novembris angestellt gewest zu Lunden uff dem Rahthaus. Da hatt sich ein Junger Englicher herr funden (des vatter die vorige Königin hatt Richten lassen), den man den Graff von Nortumerlandt nenet, ein grosser papist Sampt noch etlichen, die der Bepflichten Religion seindt. Ge-

metter Junger Graff hatt vor diesem ein haus, so hart am Rahthaus stoh, kauft undt hatt gewust, daß unden Im Keller Im Rahthaus vil hohly leit, da hatt er unden durch sein haus In den Keller im Rahthaus graben lassen undt in die 40 Tunen pulffer hinein bracht. Wie nun alle sachen terem begeren nach fertig gewest ist, da hatt gemetter graff von Nortumerlandt seiner guoten freindt undt verwanten einen bejuoch, welcher papistisch gewest ist, von dem er vil guotes Empfangen hatt, undt in gar hoch gebetten (weil er auch ein Rahtsherr gewest), Er wolle bismal nit in Raht gehn, Es seynt aller handt partien vorhanden etc undt tragen sich gemeinglich aller handt Seltsame sachen in den grossen Zementkufften zuo. Er sein freindt aber hatt ime geantwurt, er miesse auch in Raht, wisse nichts daß sich zutragen kinde, werde da andersit nichts gehandelt, dan wie man Landt undt Leit am besten Regieren mege etc. Weil gemetter graff bey seinem freindt nichts Muntliches hatt erhalten kunden, so ist er wider heim zogen undt hatt ime ein brieff geschriben, darin er in abemallen zum hechsten warnet, er solle bismal nit in Raht gehn welches ime aller handt gedanchen gemacht, den brieff genomen undt mit zum König gangen, im solches anzeigt, der König hatt gleich nach etlich Nächten geschickt undt solches anzeigt. Da hatt man vor Rahtsam gehalten, Hausuochung zu thun undt uff alles pes (?) geschickt, da hatt man aber nichts finden oder Erfaren kunden, wie woll man in dem Keller gewest ist, aber vor dem Holz hatt man nichts sehen kunden. Da ist ein heimliche Wacht von Etlichen vom Abel die nacht zum Rahthaus bestelt worden, da hatt einer von der Wacht ein Blecht im Keller ersehen da haben sie mittel gesuoch, wie sie in Keller komen kunden, da sie hineinkomen seindt, haben sie ein Alten man funden, in gefragt, was er da mache, hatt er vorgeben, das hohly sey ime bevolen undt werde teglich hohly wegtragen, wolle sehen, ob er ein erwischen kinde, da sie in fragten, wie er dan in Keller komen sey, hatt er vor forcht nit antwurten kunden, haben in alsbald besuoch undt Bunten wie auch ein feyerzeug bey ime funden. Solches ist dem König alsbaldt angezeigt worden. Der hatt bevolen, man solle in Streckhen. Er hatt aber gleich beandt, er habe die Zintstria legen undt anzünden wollen, daß sie morgens umb 9 Uhr vor mitag das hulfex solten anzünden, der graff von Nortumerlandt mit seinem Anhang sein aus geriffen. Well aber alle port undt pes verwacht gewest, haben sie sich in ein Starck Schloß begeben, welches der König hat belagern lassen. Wie es nun weiter zugehn wirt, gip die zeit, die porta am Mehr undt die pes sein alle gespert undt hatt man (wie gemelt) kein Rechten grundt, wier werdens aber gar in kurzem erfaren, wil diers zu wissen machen. Gottes Genadt mit uns. Datum Paris den 23. Novembris / 3. Decembris No 1605.

Vostre bien affectionne et fidel amis et serviteur,
Hauptmann Schaer m. prpria.

Gleich wie ich den brieff Schließen wil, Sag mier der Abgesante Duvimkhausen, das des Königs von Frankreich abgesanter aus Engelandt dissen abentd ankomen sey, der allein disser sachen halb (wie ich bericht bin) hinein ist geschick worden, heist Monsieur de Monteban. Morgen oder ubermorgen uff den Montag wollen wier hören wie es im fundenment zugegangen ist. Es solle aber durch die Spanischen undt Jesowiter sein angestellt worden. Ich muos (jedoch vor mein person) zum theil die Jesowitter loben, sie fangen allenthalben ohnrnow an.

Adresse: Dem Edlen vester Hans Friedrich von Tegernau furstlich wirttembergisch Obervogt zu Balingen undt Rossenveldt Meinem lieben Schwager undt hochverwanten Bruoder zu zustellen.

In epl.

Vier Volkslieder aus dem Slowenischen.

Frei übertragen von Wilhelm Bentner.

I.

Ach, von Freude sonnt der Frühling,
Frühling macht die Herzen weit,
doch ich bin so wintertraurig,
eingeschneit in Trennungsleid.

Heimathütte, glückumspinnen,
meine Wiege träumte drin,
und ich atmete so friedlich —
lieber Gott, wo soll ich hin?

Arbeit, Mutter, war dein Leben,
Sorge war's um mich und Müh'n,
Da ich's endlich könnt' vergelten,
muß ich in die Ferne zieh'n.

Bruder, Schwester, wie so glücklich,
gebt mir eure Hände her,
eure lieben, trauten Hände,
ach, und weint um mich nicht mehr!

Mit den schönen roten Eiern
spielet ihr zur Osterzeit;
mir jedoch beschert der Kaiser,
Säbel und Soldatenkleid.

II.

Es ziehen die Burschen
durchs Krainsland dahin,
die Mädchen, die weinen:
„Wo müßt ihr denn hin.“

O weint nicht, ihr Schönen,
und macht euch nichts draus,
ihr sollt für uns lochen:
uns mustert man aus!

Hatt' auch mal ein Liebchen,
sie ist nicht mehr mein;
o selig, wenn einstens
sie eigen wird sein!

Hegt' auch mal ein Vöglein,
entflog mir zuletzt,
o glückliches Zweiglein,
wo's nieder sich setzt!

Doch morsch war das Zweiglein
und ist gar verdorrt,
das muntere Vöglein,
das flatterte fort.

Welch Korn ist das beste?
Der Weizen wird's sein.
Welch Mädel ist's schönste?
Das Mädel von Krain!

III.

Grad achtzehn Jährlein ward ich alt,
da will mich schon der Kaiser halt;
was fang ich als Soldat denn an,
da ich's Gewehr kaum schultern kann?

Die Glocken läuten gar zu schön,
von Bursch und Mädchen muß ich geh'n,
ja, gehen muß ich — o Geschick!
von mir kommt doch nichts mehr zurück!

Schon steh'n wir alle eingekleid't,
schon eingekleid't zum Kampf bereit;
Vater und Mutter weinen sehr,
helf' Gott, wir seh'n uns nimmermehr.

Schwester und Bruder weinen mit;
ach, lieber Bruder, wein' doch nit,
lieb's Brüderlein, genieß der Zeit,
dein Scheidetag ist auch nicht weit.

In der Kaserne mein Gewehr,
wie macht mir das mein Herz so schwer!
Ach, Herzlein, bange nicht so jag
und sei vergnügt, so lang's noch Tag.

IV.

Das Regiment durch's Städtlein zieht,
mein Schatz marschirt in Reih' und Glied,
und jeder kennt ihn, welche Lust!
Mein Sträußel trägt er vor der Brust.

Drei weiße Blümlein wob ich ein,
mein Herz ist klar, mein Herz ist rein,
und alle Blümlein, die da sein,
die blühen ihm so schön allein.

Drei Röslein brach ich rot wie Blut,
mein Herz ist heiß, mein Herz ist Glut,
die Röslein, die sind dein und mein,
und sollen uns're Freude sein.

Drei blaue Sternlein sind dabei,
mein Herz ist gut, mein Herz ist treu,
und sollt' mein Schätzlein traurig sein,
dann schauen mild die Sternlein drein!

Karl Frank / Die verfehlte Predigt. / Eine Bauerngeschichte.

(Schluß.)

Die Holder-Kätter verbrachte eine böse Nacht. Freilich war das nichts Neues in ihrem Leben. Ihr erster Mann — „helf' ihm Gott unterm Boden unne!“ pflegte sie hinzuzusehen — war ein leichtsinniger Mensch gewesen, der alles verlor und sie um rein alles gebracht hätte, wenn sie nicht gewesen wäre. Tag und Nacht hatte sie müssen auf dem Pothen sein und ihn beaufsichtigen und seine Wirtschaftsstücke wieder gutmachen. Wie hatte sie sich um ihr Sach' wehren und alles zusammenhalten müssen, um nicht um Hab und Gut zu kommen! Von jener Zeit her steckte ihr die Angst vor der Verarmung, vor dem „Bettelhaus“ unaussprechlich in den Knochen. Sie hatte immer geglaubt, einmal ruhigere Tage zu bekommen, wenn der Sohn das Geschäft habe. Nun aber fuhr ihr die bittere Erkenntnis durch den Kopf: „Für mich ist's loas Rue, solange ich leb!“ Aber die Holder-Kätter war nicht gewohnt, sich bitteren Gefühlen lange hinzugeben. Es war ihr in Fleisch und Blut übergegangen, sich zu wehren und jeder Gefahr tätig zu begegnen, solange sie noch einen Funken Kraft in sich hatte. Und das hatte sie, Gottlob, noch, trotz ihrer 76 Jahre. Ihr nächster Gedanke war also: „Es mueß ebbes g'scheh.“ — „Benedikt!“ rief sie, „du mueßt morgen uffs Amt!“

„Wa mueß ich?“ brummte der Mann erstaunt und unwillig. „Als Amt mueßt gar und mit de Herre rede, wa do z' machen ist. Mer will us um lier Sach bringe, und wa mir a z'iprede hond, gibt mer us nit. Und do mueß ebbes g'scheh. Es mueß e G'seh gea und wenn 's loas gibt, no mueß oas her. Du seisch es de Herre, wie 's isch, und wenn sie 's nit verstand, no huasch an-eneue ei und expliaier'sch ene's.“

„Ni.“ brummte der Benedikt ganz energisch, was so viel hieß wie „nein“. Dann drehte er sich geräuschvoll um und sagte halblaut in wegwerfendem Tone: „Blos mer i' d' Schue, ich gang nit!“ — Vom „aufs Amt gehen“ wollte er grundsätzlich nichts wissen, denn er wußte aus Erfahrung, wie 's da ging; er hatte

schon mehr als einmal die Nase voll bekommen. Mit einem erleichternden Seufzer drehte er sich wieder nach der Wand um und versiel alsbald in einem ruhigen und tiefen Schlaf. Die Frau war über diese Wendung nicht gerade überrascht. Seufzend sagte sie nur: „Mit dir isch halt nint.“ Sie sprach diese Worte aber ganz ohne Nachdruck, fast gleichgültig. In Wirklichkeit hatte sie gar nichts anderes erwartet, als daß sie die Sache selbst in die Hand nehmen müsse, denn sie hatte ja, seit sie verheiratet war, den Mann spielen müssen, erst aus bitterer Notwendigkeit, dann aus Gewohnheit. Sie machte sich demnach alsbald ihren Plan zurecht und überlegte sich die halbe Nacht, was sie morgen in der Amtsstadt dem Oberamtmann sagen wollte.

In der Frühe des nächsten Morgens legte sie wieder ihre Sonntagskleider an, band sich das dicke, violette Wolltuch um den Kopf, tauchte die Finger in das Weihwasserkeßelchen, das am Türpfosten hing, und verließ das Haus, um sich in die zwei Stunden entfernte Amtsstadt zu begeben. In der Nähe der Kirche sah sie den Pfarrer des Weges kommen und bog deshalb geschwind in einen abkürzenden Wiesenpfad ein, denn sie wollte eine Begegnung mit dem reichlichen Herrn vermeiden, um nicht von ihm befragt zu werden, wohin sie gehe. Auch grüßte sie ihn innerlich, weil seine Predigt ihren Zweck so gründlich verfehlt hatte.

Der Morgen war frisch und hell und versprach, nach dem bösen Regen und Schneewetter der letzten Wochen, zum erstenmal wieder einen schönen Tag. Müstig schritt die Alte, trotz ihres rheumatischen Beines, vorwärts. Sie empfand im Gehen mit Befriedigung ihre unverminderte alte Kraft, an die keine Junge von heute herankam, und sie stärkte sich an ihrer eigenen Entschlossenheit. Als sie aber eine Stunde weit gegangen war, ward ihr mit einmal ganz schwach und sie fühlte sich einige Minuten lang recht elend. Kein Mensch war auf dem Weg zu

sehen, der fergengerade durch einen großen Wald lief. Die Blide der Alten fielen auf ein hohes rotes Holzkreuz, das am Wegrand sich düster vom dunklen Tannenhintergrund abhob. „Du liebe Herrget am Kreuz“, murmelte die Holder-Kätter vor sich hin, „wie wird's an iis no gau?“ — Sie suchte in ihren Taschen herum, ob sich nicht ein Mädele altes Brot oder ein ver-gessener Aepfelschnitz darin finde. Aber die Tasche war leer. Gar nichts hatte sie mitgenommen zum essen oder trinken. In-dessen ging die Schwäche wieder vorüber, und die Alte atmete erleichtert auf. Zu Hause mußte jetzt die Junge statt ihrer kochen und das Schade gar nichts, meinte sie gleich darauf im Gedanken. —

In einiger Entfernung vor ihr tauchten plötzlich als schwarze Strichlein auf der langen, sauberen Straße ein paar Leute auf, die aus dem Wald herausgekommen sein mußten. Sie hielten auf der Straße still, als ob sie miteinander beratschlagten. Beim Näherkommen erkannte die Holder-Kätter den Waldhüter und die Frau und den Sohn des Klausenburen. Der Waldhüter führte seinen großen Wolfshund an der Leine und wies im Gespräch mehrmals mit ausgestrecktem Arm nach verschiedenen Richtungen in das Innere des dunklen Waldes. Die Holder-Kätter grüßte und blieb stehen, als sie hörte, von was gesprochen wurde. Sie erfuhr, daß der Klausenbur seit gestern mittag verschwunden sei, und daß man fürchte, er habe sich ein Leid angetan. Die Predigt vom Sonntag, klagte die Klausenbäuerin, habe ihn noch gar hinterfür gemacht. Er habe einen Zettel zu Hause hinterlassen, auf dem die Worte standen: „Ihr sollt niemanden etwas schuldig bleiben.“

Die Holder-Kätter schaute ratlos drein und sagte nur erschrocken: „Hä Jesses!“ Hilfslos und lächerlich klein harrten die paar Menschen zwischen den hohen Waldwänden, die sich zu beiden Seiten türmten, schwarz und finster, wie die Burgen des Schicksals. Die Stimmen verhallten kraftlos und leer vor dem großen, schweren Schweigen, das diese feierlich ernsten Wälder in sich einschlossen. Kopfschüttelnd ging die Holder-Kätter wieder ihres Weges, indessen die andern vor sich hinstarrten und weiter berieten.

„Hä, wie kamer aber an so dumm si?“ murmelte die Holder-Kätter mehrmals vor sich hin. Sie sah einen Augenblick fremd in die Unbegreiflichkeit eines andern Menschenlebens hinein. Dann machte sie eine abichüttelnde, eigensinnige Handbewegung und sagte „ah wa“ und stand wieder ganz fest in ihrem eigenen Schicksal. Sie hörte den Hund des Waldhüters aufgeregt bellen; aber sie schritt kräftig zu, ohne auch nur einmal noch umzusehen.

Viel zu früh kam die alte Frau auf das Bezirksamt und mußte lange in dem kalten Hausgang stehen, bis der Herr Oberamtmann erschien, denn den gewöhnlichen Schreibern wollte sie ihr Anliegen nicht vortragen, die könnten das doch nicht machen, soviel mußte sie auch. Der alte Oberamtmann grüßte sie freundlich, stellte ihr einen Stuhl hin und frug sie nach ihrem Begehren. Es dauerte freilich eine ganze Weile, bis er aus ihren Reden herausgefunden hatte, was sie denn eigentlich wollte. Und als es so weit war, da schüttelte er erst recht den Kopf. „Liebe Frau“, sprach er, „das Gesetz, das Ihr da verlangt, kann ich Euch nicht machen.“

„Aber Sie könntet's doch de Regierung schreiben, wie 's iis, und . . .“

„Das würde auch zu nichts führen, liebe Frau. Sie können nur Ihren Sohn beim Amtsgericht verklagen, wenn er den Vertrag nicht einhält.“

Nein, nein, von Klagen wolle sie nichts wissen, erwiderte die Holder-Kätter enttäuscht abwehrend, das gebe nichts als „Kbitten“. Davor hatte sie eine heilige Ehen. Nun war es eben wieder gekommen, wie sie befürchtet hatte: Die Herren verstanden einem einfach nicht. Sie stand auf und sagte, indem sie trotzig ihre Fäuste ballte: „Es kumt ebe noch so, daß d' Bibdinglüt selber z'ämmestau mond (müssen), daß sie ihre Recht über-kummet.“ — Damit wandte sie sich grollend zum Gehen. Der Amtmann zuckte bedauernd die Achseln und entließ sie.

Also stand sie denn wieder auf der Straße. Sie hatte die Stadt seit dem großen Brande vor ein paar Jahren nicht mehr gesehen. Trotzdem würdigte sie sie keines Blickes und schlug ungekümmert den Weg nach Hause wieder ein. Es war inzwischen Mittag geworden, und die Sonne schien auffallend heiß zwischen gemitterigen Wolken heraus. Die Dächer der Stadt stimmerten silbrig, und aus den braunen Ackerweiden draußen loderte die erwärmte Luft in glasigen Wellen zum Himmel. Die Holder-Kätter loderte das dicke Kopftuch, denn ihr Kopf brannte vor unnatürlicher Hitze. So lauer war ihr schon lange kein Weg mehr geworden, wie dieser Heimweg, den sie unverrichteter Sache antreten mußte. Saurer konnte das Sterben nicht sein. Sie brütete dumpf vor sich hin; ab und zu schüttelte sie dann in hilflosem Zornausruf wieder ihre Fäuste und einmal murmelte sie dabel zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch:

„Es muetz no ebbes gea hit, so kan-es nit bliebe“. — Und die Schwüle wuchs und ward immer unerträglicher. Die Alte ging taumelnden Schrittes dahin. Ihr Kopf glühte, ihr Herz hämmerte rasend. Auch fühlte sie bestigen Schmerz in ihrem Bein. Sie suchte nach einem Platz, um ein wenig abzusitzen und zu verschlafen. Kurz vor dem großen Walde ließ sie sich auf einem Haufen grauer Schottersteine nieder. Fahlgrau und steif stand jetzt das Gewitter am Himmel und erhob die geballten Fäuste. Eine bleischwere Müdigkeit lähmte die Glieder der alten Frau; sie sank ein wenig vornüber, von Schlaf überwältigt. Dunkler und dunkler zog sich das Unwetter zusammen, wie Nacht legte es sich über die Gegend, und die ersten Blitze zuckten aus finstern Wolken hervor. In den niedern Bauernstuben be-krenzigten sie sich und begannen nach uraltem Brauch zu beten: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort . . .“

Die Holder-Kätter aber schlief und fand sich in einem schweren Traum verwickelt. Sie war zu Hause und hatte mit ihrer Schwie-gertochter hitigen Streit bekommen. Der Zorn übermannte sie, so daß sie nicht mehr an sich zu halten vermochte. So konnte es nicht weiter gehen, es mußte ein Ende gemacht werden. Mit all ihrer Kraft stürzte sie sich auf die junge Frau und packte und würgte sie. Diese aber wehrte sich und schrie aus Selbstkräften nach ihrem Mann. Fluchend und schimpfend stürzte der Andreos ins Zimmer. Gleich darauf kam auch der Benedikt dahergepolt, und auch die beiden Männer wurden handgemein. Tisch und Stühle fielen um, Scherben flirrten, der Boden dröhnte und zitterte vom Gestamp der Füße und vom Fallen schwerer Körper. In den Ställen brüllte das Vieh vor Schrecken. Das ganze Haus war voll Aufruhr, als wolle alles zusammenstürzen. Auf der Treppe ertönte ein furchtbarer Schlag, und ein Schuß hallte durchs Haus — —

Die Holder-Kätter schlug die Augen auf und sann halb im Traum, halb in der Wirklichkeit: „So hat 's kumme müeze“. — Ein paar Augenblicke war es totenstill, dann plakte ein gewaltiger Donnererschlag darein.

„So iis 's recht“, sprach die Holder-Kätter, die jetzt völlig wach geworden war. Ihr Groll schien sich im Schlafe neu gestärkt zu haben und empfand den Aufruhr der Elemente wie eine Gernungung. Ein wilder Gedanke zuckte durch ihr Gehirn: „Wenn nu . . .“ Aber der Gedanke kam nicht aus Ende. Es war, als hätte ein flammender Schwertstich ihn mitten entzwei geschnitten. Die alte Frau war plötzlich wie in Feuer eingestülft und sah einen blendenden Strahl den Himmel zerreißen. Und mitten in all dem Licht erblickte sie im tausendsten Bruchteil einer Sekunde, wie in einem grellen Spiegel in übernatürlicher Deutlichkeit den Holderhof vor sich, und die roten Flammen schlugen zum Dach heraus. Von Entsetzen gepackt wollte sie aufspringen und erhob, wie zur Abwehr, die Arme. Da krachte ein Donner, so furchtbar, als müßte die Erde zerbersten. Die Holder-Kätter sank, wie von unsichtbarer Hand hingeworfen, lautlos auf den Steinhaufen zurück und gab kein Lebenszeichen mehr von sich.

Kurz und heftig ziehen die Wetter über die Hochebene. Nach zergingen die Wolken. Klar und tief blaute der enisadene Himmel. Nur ein zarter Wolkenstreifen schwang sich in schöner Windung wie ein weißes Treppchen aufwärts durch den hohen, heitern Raum. In starken Farben stand die erfrischte Landschaft auf, und im Wald schüttelten die Tannen die Tropfen aus den dunklen Nadeln. —

Im Dorfe jenseits des großen Waldes aber läuteten die Glocken Feuer, und die Hornsignale riefen gellend zur Hilfe. — Fuhrleute aus ihrem Dorf brachten spät nachts die Leiche der Holder-Kätter nach Haus. Man sprach viel über das merkwürdige Zusammentreffen, daß am gleichen Tag, vielleicht zur gleichen Stunde, wo der Holderhof niederbrannte, die Holder-Kätter ihr Leben habe lassen müssen. Abergläubige Leute knüpfen viel Geheimnisvolles daran. Es gab aber auch viele, die meinten, es sei gut gewesen, daß die Alte das Hausunglück nicht habe überleben müssen. Sie hatte ja immer und immer gemahnt, den Blisableiter, der während des Krieges abgenommen worden war, zu erneuern. Aber die Jungen hatten nicht darauf gehört.

Am der Stelle, wo der Tod die Holder-Kätter ereilt hat, steht heute ein kleiner Denkstein, in dessen Inschrift das Doppelereignis noch nachzittert.

Sie lautet:

Hier verschied eines jähen Todes
Katharina Holder, geb. Tritschler,
im 76. Lebensjahr.
Nach tritt der Tod den Menschen an.
Herr erbarme Dich unser
und bewahre uns vor Blitz, Hagel und Ungewitter.